

(Nachdruck verboten.)

29] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Gyan.

20.

Der „Kristallpalast“ war bis auf den letzten Platz ausverkauft. Die Menschen drängten sich in diesem überhitzten, von Rauch und schlechten Parfüms erfüllten Saal, der in der Gründerzeit erbaut, damals den Berliner Kokotten zum Tummelplatz gedient hatte. Aber die Zeit hatte den Teil der Berliner Halbwelt, der überhaupt Ballsäle frequentierte, immer mehr nach den eleganteren Teilen der Stadt, nach dem Zentrum und der Friedrichstraße, hingedrängt. Nun war der Kristallpalast, sowie manch ähnliches Lokal im Osten und Süden der Trikotnische dienstbar gemacht worden.

Ach! und wie einfache und billige, oft wohl auch gestopfte Trikots trug diese Muse! . . . Das Publikum, durchweg dem Arbeiter- und Kleinbürgerstande angehörig, nahm das nicht so genau! Die Kuplets durften dreist schon ein wenig abgesungen sein und niemand verlangte hier, daß eine im Automobil festgebundene Dame kopfsunter an der Saaldecke entlang saulen sollte. Als Musik genügte ein Klavier, das ein mahntragender Konzertlöwe in spe meisterte, der hier seine Studiengelder verdiente.

Und die Pärchen, diese häufigen und treuesten Besucher des „Kristallpalast“, sahen sich schmachend in die Augen, wenn unter den Händen des Künstlers die neuesten Schläger girrend hervorsauszten oder prasselnd dahinstoben.

Heute hatte der Komiker, der wohl auf dieser kleinen, in die Wand des Saales eingebauten Bühne die beliebteste Figur war, sein Benefiz. Und gleichzeitig verkündete der Zettel das Debüt des Athleten Mr. Georges, von dem es in der Ankündigung bescheiden hieß, er sei einer von den stärksten Männern Deutschlands.

Vorn die erste und zweite Reihe nahm der Athletenverein „N. D.“ ein, natürlich hatte jeder Herr seine Dame bei sich. Und es war eine durch ihre Toiletten und Anzüge jedenfalls imponierende Gesellschaft, die sich, wie besonders die Männer solcher Kreise meistens an öffentlichen Orten, durchaus wohlstandig benahm. Die Damen hatten viel Rot aufgelegt und bildeten durch die Lebhaftigkeit der gewählten Kleidfarben, die in den ein wenig extravaganteren Güten ihre Ergänzung fanden, einen heiteren Gegensatz zu den Kavaliereen, die durchweg im Gehrock und Zylinder erschienen waren.

Nur eine in dieser bunten Schar stach durch ihre beinahe ärmliche Einfachheit von den übrigen ab, sie sah ganz vorn und ein glückliches Lächeln lag auf ihrem hübschen, wangenroten Gesicht. Es war Emma, die schwarze Emma, die neben Schnepfer saß, dessen Mädchen, eine schlanke, hochblonde, fast schon ein bißchen ärgerlich war über die Aufmerksamkeit, mit der ihr Bräutigam die Schwangere behandelte.

Der Klavierspieler hatte ein paar Märsche und das neue Langlied: „Ach Uta! Ach Uta, Du kleines, süßes Laster“ herumtergerappelt. Jetzt ging die Gardine hoch und eine Dame erschien im Diavoletto-Kostüm, das sehr viel schwarzes Trikot und ganz niedliche Formen aus dem leichten Schleier des Tüllkleides sehen ließ. Sie sang das Lied von der Maus, die sich schließlich, weil man sie von allen Seiten verfolgt, unter den Füßen einer Dame vertriecht. . . . Man gab ihr wohlwollend zu verstehen, daß sie ihre Sache ganz hübsch gemacht habe.

Es folgte ein Schlangenmensch, ein armer Bedauernswerter, dem man seine verderbliche Leidenschaft für den Alkohol ansah und der gewiß nicht mehr lange imstande war, den Schlangen ihre Tricks nachzumachen.

Die Dame, die ihm folgte, hatte kein Glück. Ihre seriösen Nieder konnten sich ebenso wenig wie ihre allzu starken Reize in Gunst setzen bei diesem Publikum, das mit natürlichem Instinkt den Widerspruch herausfand zwischen den oft recht schrillen Liebesklagen und Seufzern, und der mehr als gesättigten, von heller, schon etwas fleckiger Seide umspannten Form der Sängerin.

Aber dann kam der Komiker! . . . Oh, er hatte nur nötig, seinen wulstigen Mund zu spizen und die Neuglein unter der lohsfarbenen Perücke zu schließen, um den Jubel, die tollste Heiterkeit bei seinen Zuschauern zu entfesseln. Er unterstrich seine Pointen wie mit einem Besen, aber jede schlug ein! Und jedem Blich dieses die feineren Nuancen ganz verschmähenden Talents folgten donnernde Nachsalven im Auditorium.

Die Mitglieder des Vereins „N. D.“ lachten wie die Besessenen, ihre Damen bogen sich in hysterischem Kreiseln, nur die schwarze Emma blieb leise bei ihrer Heiterkeit: wenn schon soviel Applaus auf diesen da verschwendet wurde, blieb dann noch etwas übrig für ihren Georg, der die nächste Nummer haben sollte?

„Du lachst doch janich!“ wandte sich Schnepfer an sie, als der Komiker nach mehrfachen Zugaben endlich hinter der herabrollenden Gardine verschwunden war, „iesfällt et Dir denn nich? . . . Der Kerl is doch jottball! . . . Einzig!“

Und er wieherte von neuem, sich mit beiden Händen auf die Schenkel schlagend.

Die Unterhaltung war jetzt allgemein und wurde besonders auf den beiden ersten Bänken sehr laut und ungehört geführt. Aber schon ertönte das Klingelzeichen und die noch nicht befriedigte Neugier der Damen brachten laute „Pst!“ und „Ruhig! . . . ruhig da vorne!“ zum Schweigen.

Der Vorhang rollte hoch und Georg betrat etwas links, aber doch schon mit einem gewissen Applomb das Podium. Sein wirklich schöner Wuchs wurde jetzt in den prallstehenden, fleischfarbenen Trikots erst recht sichtbar.

Mit einem Seufzer heimlicher Seligkeit bestete Emma fest und unverrückbar ihre Augen auf ihn. Er sah sie auch und lächelte. Ihr aber kamen die Tränen, weil sie daran dachte, wie und womit sie die Trikots und die weißen Leinwandstücke bezahlt hatte. . . . Und eine Ahnung, daß sie ihn nicht behalten würde, daß irgendetwas, das hier in ihrer Nähe war, ihn ihr rauben sollte, kam dem Mädchen, dessen Zustand solche wehmütigen Gedanken heraufbeschwor, und fast unbefieglich machte . . .

Georg hatte sich mit dem Taktumklappen die Hände gewischt. Er hob ein Zentnergewicht, als sei's ein Pfund und stemmte es mehrmals. Dann nahm er in die andere Hand ebenfalls eins und brachte nun beide Zentner langsam zur Seite, so daß seine Arme wie im Kreuz standen. . . . Aber das war nur ein Anfang. Jetzt hob er mit scheinbar spielender Leichtigkeit die drei Zentner schwere Gewichtsstange, brachte sie mehrmals über seinen glattgeschliffenen Kopf, dessen Kinnlade bei dieser Anstrengung mächtig hervortrat, während die Augen starr und wie verglast blickten. Er selbst sah, während er das Eisen so hielt, nichts wie ein rötliches Flimmern des lichterhellen Saales, die unten Kopf bei Kopf sitzenden Menschen verschwanden zu einer brutalen Masse, von der jener Dunst aufstieg, der Anfänger auf der Bühne leicht schwindlig machen kann.

Georgs Nerven waren wie das Eisen in seinen harten Fingern. Den Anfall von Lampenfieber, den er gehabt hatte, während der Komiker auftrat, verschwand mit dem Augenblick, wo er seine geliebten Werkzeuge schwang.

Jetzt ließ er die Gewichtsstange fallen, die mit dumpfem Krach auf das Podium stürzte und von den zitternden Brettern eine Staubwolke aufsteigen ließ. Wie ein König rückte er sich, als nun, einem Inatiernden und zur hallenden Salve anwachsenden Gewehrfeuer gleich, der Weisfall kam. . . .

Und ohne im geringsten aus der Fassung gebracht zu sein, verbeugte er sich lächelnd wie ein alter routinierter Artist, nahm das Tuch, wischte umständlich seine Handflächen und sagte dann eine schwere eiserne Kugel, die er mit der rechten auf die linke Hand legte, um sie von dort mit verblüffender Geschicklichkeit über den Arm, hinter den gebeugten Kopf vorbei, über den Nacken und dann den rechten Arm hinab, bis auf den Rücken der Hand rollen zu lassen. Und alsbald, gleichsam mitten durch den Jubel der Zuschauer ihren Weg nehmend, kam die schwarze Kugel zurück und rollte diesmal auf dem zurückgebogenen Oberkörper über die Halsmuskeln des Athleten. Das war zu viel, man lobte und schrie beim Anblick dieses auf dem menschlichen Fleisch hin und her

rollenden Zeitners, und Mr. Georges mußte seine Pöcke immer und immer wiederholen.

Daß zu diesem seltenen Erfolge der Klub „N. O.“ sein gutes Teil beigetragen hatte, darüber wurden sich Georg und seine jetzt vor Glück weinende Emma erst am nächsten Abend klar, als fremde, an ihrem Schicksal uninteressierte Menschen auf den beiden ersten Bänken saßen.

Heute war alles eitel Jubel. Und Georgs Freunde konnten kaum den Schluß der Vorstellung erwarten, an die sich, wie in diesem Lokal fast jeden Abend, ein Tanzkränzchen anschloß.

Natürlich hatte Georg seine sämtlichen Kollegen zu der nachfolgenden Feier seines Debüts eingeladen. Er hatte ja noch Geld, und er wie auch Emma fanden es selbstverständlich, daß er sich nicht lumpen ließ, bei einer Gelegenheit, die über sein ferneres Schicksal mit so glänzenden Aussichten entschieden hatte.

In der Ecke neben der Bühne wurden Tische zusammen-gesetzt, und eine bunte Gesellschaft ließ sich dort nieder.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Blacken.*)

Von Björnstjerne Björnson.

Björgan war vormaleinst Pfarrhof der Gemeinde Kvilne im Dovregebirge. Das Gehöft liegt hoch oben, ganz für sich allein; da stand ich als kleines Bübchen im Wohnzimmer auf dem Tische und sah sehnsüchtig ins Tal hinunter, wie sie da im Winter auf ihren Schlittschuhen den Fluß entlang liefen oder im Sommer auf den Wiesen spielten. Björgan lag so hoch, daß kein Korn dort gedieh, weshalb man das Gehöft jetzt auch an einen Schweizer verkauft und einen Pfarrhof im Tale angekauft hat, wo es doch ein bißchen angenehmer ist. Der Winter stellte sich auf Björgan gräßlich früh ein! Ein Aker, den mein Vater in einem warmen und frühen Frühling versuchsweise bebaut hatte, lag eines Morgens unterm Schnee begraben. Das gemähte Heu kriegte oft statt eines Regenschauers ein Schneegestöber, und wenn der Winter nun gar erst wuchs. . . 1 Die Kälte war so arg, daß ich die Klinke der Haustür nicht anfassen wagte, weil mir die Finger am Eisen festfören. Mein Vater, der aus Land am Randsfjord stammte und also tüchtig abgehärtet war, mußte nach der entlegenen Piziale doch oft mit der Mäse vorn Gefährt fahren. Wenn jemand daherkam, knarrte und knirschte es auf dem Wege, und kamen mehrere, so machte es einen Höllelärm. Der Schnee lag oft bis zum ersten Stodwerke des mächtigen Hauses hinauf, kleinere Nebengebäude schnitten ganz ein, Hügel, Büsche und Hecken wurden nivelliert, und ein Schneemeer dehnte sich aus, auf dem die Spitzen der Birken schwammen und wogten nach dem Sturm, der hier aufgetürmt, dort ausgehöhlt hatte. Da stand ich also auf dem Tische und sah die Skiläufer von uns ins Tal hinabgleiten, ich sah die Finnen aus den Nordswäldern mit ihren Renntieren die Berghänge hinab und wieder zu uns herauf sausen. Die Pulke**) schlenkerten hin und her, und nie werde ich den Anblick vergessen, wenn dann der Zug endlich auf dem Hofe hielt und aus jedem Pulke eine Pelzball herauskrabbelte und sich als kleines Kreuzfideles, geschäftiges Menschlein entpuppte, das Renntierfleisch verkaufen wollte.

Die Kvilnetaler sollen sich in späteren Zeiten zu einem intelligenten und kräftigen Völkchen entwickelt haben, allein zu jener Zeit war die Pfarrei Kvilne eine der berüchtigtsten im ganzen Lande. Noch vor ganz kurzer Zeit hatte ein Pfarrer immer Pistolen mit sich in die Kirche nehmen müssen; ein anderer kam von der Kirche nach Hause und fand all sein Hab und Gut zerstört und vernichtet von Männern mit geschwänzten Gesichtern, die die Frau Pfarrerin, die allein zu Hause gewesen war, fast zu Tode erschreckt hatten. Der letzte Pfarrer war geflohen und hatte sich aufs energischste geweigert, zurückzukehren. Lange Jahre war das Amt ohne Pfarrer geblieben, als mein Vater — vielleicht gerade deshalb — es erhielt; denn man traute ihm zu, daß er imstande sei, ein Boot gegen Sturm und Strömung zu steuern.

Ich entsinne mich noch ganz deutlich, wie ich an einem Sonnabendmorgen eben im Begriff war, auf allen Vieren die Treppe zur Studierstube hinaufzukrabbeln, die nach dem „Sonnabendreimachen“ ganz eisbedeckt war; ich war noch nicht viele Stufen emporgelommen, als mich plötzlich von der Studierstube her ein Krachen und Poltern schleunigt und entsetzt wieder hinunterjagte. Dort oben hatte nämlich der Hüne der Wygde (des Kirchspiels) dem widerhaarigen Pfarrer die Volksfitten beibringen wollen, fand aber zu seiner größten Ueberraschung, daß der Herr Pastor ihm

erst mal seine eigenen Sitten beibringen wollte. Er flog so zur Tür heraus, daß er sich die ganze Treppe herabkollern ließ, unten seine verschiedenen Gliedmaßen zusammensuchte und in vier Sähen die Haustür erreichte. Die Leute in Kvilne wußten es nicht besser, als daß die Gesetze, die vom Störching ausgingen, ihnen vom Pfarrer gegeben würden. So wollten sie ihm zum Beispiel die Ausführung des Schulgesetzes verjagen; sie boten meinem Vater Trost, sie versammelten sich tollwählig im Schulratszimmer, um die Geschichte mit Gewalt zu hintertreiben. Trotz Mitters inständigen Flehens war Vater doch hingegangen, und da ihm niemand bei der Einteilung der Schulbezirke und den anderen Arbeiten zu helfen wagte, tat er es selbst nach bestem Wissen unter dem drohenden Murren der Menge; aber als er mit dem Protokolle unter dem Arme hinausging, wichen sie alle zur Seite, und keiner tastete ihn an. Man denke sich Mitters Jubel, als sie ihn, ruhig wie immer, wieder auf den Hof zufahren sah.

In diesen Verhältnissen und Umgebungen wurde Bladen geboren! Seine Mutter war eine große Fuchsstute aus dem Gudbrandsdal, die Bonne aller, die sie sahen; sein Vater war ein Wildfang von einem schwarzen Fjordhengst, der an einem ganz fremden Ort, als man sorglos mit der Stute vorüberzog, wiehernd aus dem Walde hervorgebrochen, über Hecken und Gräben gesekht kam und es mit dem Reht der Liebe nahm, was sein war. Von Bladen wurde schon früh gesagt: das wird das stärkste Pferd werden, das je ein Mensch hier im Norden gesehen hat, und ich, der ich mit Geschichten von Niesen und Schlägereien aufgezogen war, betrachtete das kleine Fohlen wie einen begabten Kameraden. Er war übrigens gar nicht immer lieb gegen mich; ich trage noch heute eine Narbe von seinem Huf über dem rechten Auge; aber trotzdem begleitete ich Stute und Füllen getreulich überall hin, schlief mit ihnen auf dem Felde und wälzte mich zwischen den Weinen der Stute umher, wenn sie graste. Aber einmal war ich zu weit mitgelaufen. Der Tag war warm gewesen, ich war in einer offenen Waldschauer, in der wir wohl alle drei Schatten gesucht hatten, eingeschlafen; Stute und Füllen waren weiter gegangen, ich aber war liegen geblieben. Es war schon spät am Tage, als die Leute, die mich vergebens gerufen und gesucht hatten, mit der Nachricht heimkehrten, ich sei nirgends zu finden. Man denke sich den Schrecken meiner Eltern — nun mußte alles hinaus auf die Suche, Feld und Wald wurden durchrufen, Bäche und Abgründe durchsucht, bis endlich jemand aus der Scheune heraus ein Kind weinen hört und mich im Heu sitzend entdeckt. Ich war so verängstigt, daß ich lange nicht reden konnte, denn ein großes Tier war dagewesen und hatte mich mit feurigen Augen angeblickt. Ob ich das nun geträumt oder wirklich erlebt hatte, ist nicht festzustellen, aber sicher ist, daß ich noch bis vor wenigen Jahren im Schlaf aufschrak, wenn ich dieses Tier über mir sehen sah.

Bladen und ich, wir bekamen bald Kameraden: erst ein Hündchen, das mich Zuder stehlen lehrte, dann eine Katze, die eines Tages unerwartet in der Küche eintrat. Ich hatte noch nie in meinem Leben eine Katze gesehen; Leichenblat stürzte ich ins Zimmer hinein und schrie, aus dem Keller sei eine riesige Maus heraufgekommen. Im nächsten Frühling wurden wir unser noch mehr, denn da gesellte sich ein Schweinchen hinzu, — und wenn Bladen mit seiner Mutter zur Arbeit hinaus mußte, hielten wir, Hund, Katze, Ferkel und ich, stets zusammen. Wir vertrieben uns die Zeit ganz nett, besonders mit gemeinsamem Schlafen. Ich gab diesen Kameraden ja alles, was ich selbst gern hatte; so brachte ich dem Schwein einmal meinen silbernen Schlüssel mit hinaus, damit es hübscher essen lernte; es versuchte auch wirklich zu essen, — das heißt den silbernen Vössel selbst. Wenn ich mit meinen Eltern ins Tal hinunter durfte, kamen Hund, Katze und Ferkel auch mit. Die beiden ersten durften mit in die Föhre hinein, die uns über den Fluß setzen sollte; das Schweinchen grunzte ein bißchen und schwamm dann hinterher. Dann wurden wir mit allerlei Gutem bewirtet, jedes nach seinem Geschmak, und abends jagen wir in demselben Aufzuge wieder heim.

Doch bald sollte ich diese Kameraden verlieren und nur Bladen behalten, denn mein Vater bekam das Amt Kesset im Romsdal. Es war ein merkwürdiger Tag, als wir forzogen, wir Kinder mit dem Kindermädchen in einem kleinen Hause, das auf einen Langschlitten gesetzt war, so daß weder Wind noch Schnee uns etwas anhaben konnten, Vater und Mutter voraus in einem Breitschlitten; und ringsum standen alle, die uns wieder und wieder Lebewohl jagen wollten. Ich kann nicht behaupten, daß mir sonderlich traurig zumute gewesen wäre, ich war ja erst sechs Jahre alt, und außerdem wußte ich, daß in Trondhjem ein neuer Gut, ein Rod und neue Hosen für mich gekauft waren, was ich alles anziehen sollte bei unserer Ankunft. Und dort, in der neuen Heimat, sollte ich zum erstenmal das Meer sehen! Und außerdem — Bladen war ja bei uns!

Hier auf dem Pfarrhofe von Kesset, einem der schönsten Gehöfte im Lande, das breitbrüstig zwischen zwei sich vereinigenden Meeresarmen daliegt, über sich das grüne Gebirge, am anderen Ufer Wasserfälle und Gehöfte, unten im Talgrund wogende Felder und reges Leben, und weit hinaus den Fjord entlang Berge, die sich Zunge an Zunge ins Meer hineinschieben, jede mit einem großen Gehöft auf ihrer äußersten Spitze, — hier auf dem Pfarrhofe von Kesset, wo ich des Abends am Fenster stand und dem Spiele der Sonnenstrahlen auf Fjord und Bergen zuschauen konnte, solange, bis mir die Tränen kamen, als ob ich etwas Böses getan hätte, —

*) Diese Erzählung des nordischen Dichters, die im Jahre 1868 geschrieben wurde, gibt ein anschauliches Bild seiner Jugend und eine plastische Schilderung seiner Heimat. — Das Dovregebirge ist ein hohes, kahles unfruchtbares Gebirge im südlichen Norwegen. Bladen heißt übersetzt der Falbe.

**) Pulke = Rennschlitten

und wo ich auf meinen Schneeschuhen tief unten in irgend einem Tale plötzlich stehenbleiben konnte, wie verzaubert von einer Schönheit, einer Sehnsucht, die ich mir nicht zu erklären vermochte, die aber so groß war, daß ich mitten in der höchsten Freude tiefste Trauer und eine seltsame Wellenform fühlte, — hier auf dem Pfarrhofe von Neßth wuchsen meine Eindrücke, aber die lebhaftesten waren die, die ich von Blasen empfing, denn hier wuchs auch er, wurde ein Held und verrichtete Heldentaten

(Nachdruck verboten.)

Schwangerschaft und Wochenbett.

Von Dr. R. Steininger.

Die Schwangerschaft ist kein krankhafter Zustand, doch fordern die zahlreichen Veränderungen, die die wachsende Frucht am Körper der Frau hervorruft, Aufmerksamkeit und machen eine besondere Diätetik und Hygiene in der Schwangerschaft wünschenswert. Gewiß können die Beschwerden der Schwangerschaft bei ganz gesunden Frauen fehlen, ihre Organe passen sich den erhöhten Anforderungen an; relativ häufig jedoch sieht man bei Frauen mit schwacher und zarter Gesamtkonstitution Störungen auftreten, die an der Grenze des Normalen und Physiologischen stehen und deren Nichtbeachtung und Vernachlässigung Komplikationen verursachen kann. So ist eine richtige Ernährung, eine vernunftgemäße Bekleidung, eine sorgfältige Hautpflege von der größten Wichtigkeit für die werdende Mutter und ihr Wohlbefinden.

Zunächst die Kleidung. Schwangere sind gegen Temperatureinflüsse empfindlicher als sonst, und diesem Umstande muß in der Kleidung Rechnung getragen werden, wobei die Mittelstraße zwischen Verweichlichung und weitgehender Abhärtung gewählt werden soll. Besonders zu empfehlen sind die geklöffenen Weinkleider, je nach Jahreszeit sind sie aus leichteren oder dichteren Stoffen anzufertigen. An Stelle des Korsetts, dessen Schädlichkeiten besonders für die schwangere Frau auf der Hand liegen, tritt ein Leibchen mit Vorrichtungen zum Anknöpfen der Strumpfhalter und der übrigen Unterbekleidung. Sehr anzuraten ist auch das Tragen einer Leibbinde vom fünften bis sechsten Monat an. Diese stützt den Unterleib, verhindert eine zu starke Ausdehnung der Bauchwand und sichert die Lage der Gebärmutter. Dabei ist die Haltung der Frau eine bessere und die häufigen Schmerzen in den Lendengegenden werden gemildert. Neuerdings werden vielerlei Leibbinden in den Handel gebracht, am meisten zu empfehlen sind solche, die nirgends eine stärkere Einlage aus Stahl oder Fischbein besitzen. Verschwinden aus der Kleidung der schwangeren Frau müssen auch die besonders in den Arbeiterkreisen gern getragenen, runden, elastischen Gummistrumpfbänder. Sie hindern den Blutabfluß, hemmen die Blutzirkulation und begünstigen daher das Auftreten von Krampfadern (Kindsadern). Sie werden am besten durch Strumpfhalter ersetzt, die an der Untertaille befestigt werden. Freilich läßt sich das Auftreten der Kindsadern nicht immer verhüten, da viele Frauen eine besondere Anlage für diese Krankheit haben. Etwas jedoch kann das Leiden gemildert und in seiner Ausdehnung eingeschränkt werden, indem man die Beine des Tages mit Flanellbinden bandagiert und des Nachts hochlagert.

Eine sorgfältige Hautpflege steigert entschieden das Wohlbefinden. Anßer der täglichen Waschung des ganzen Körpers werden bei Schwangeren warme Vollbäder besonders angenehm empfunden. Sie beruhigen das Nervensystem und fördern den Schlaf. Scheidenausspülungen sind bei gesunden Frauen nicht nötig. Sind sie bei Ausflüssen besonderer Art angezeigt, so genügt zur einfachen Reinigung abgekochtes Wasser mit geringem Zusatz von Kochsalz. Dabei ist die peinlichste Sauberkeit zu beobachten, um nicht mehr zu schaden als zu nützen und Krankheitselemente einzuführen, die dann im Wochenbett, wenn die Gebärmutter eine große Wundfläche darstellt, ihre Wirksamkeit entfalten und Fieber verursachen. Stets ist das gläserne Anfahrrohr vor dem Gebrauche auszuwaschen und der Irrigator, in ein sauberes Tuch geschlagen, aufzubewahren. Beim Spülen lasse man das Wasser aus geringer Fallhöhe einfließen.

Die Ernährung und die StofFordnung soll während der Schwangerschaft die gewohnte sein. Alkohol schadet mehr als sonst wegen des leichter erregbaren Nervensystems der schwangeren Frau. Den häufig im Anfange der Schwangerschaft bestehenden besonderen Gelüsten kann, wenn sie sich nicht auf schädliche oder ganz absonderliche Dinge erstrecken, nachgegeben werden. Da in den letzten Monaten die Gebärmutter durch ihre Größe den Magen beengt, sind häufigere und kleinere Mahlzeiten vorteilhaft. Zahlreich sind auch die Störungen in den Verdauungsorganen während der Schwangerschaft. Viele leiden an morgentlichem Erbrechen und an Trägheit des Stuhlganges. Gegen einfache Uebelkeit leisten kalte, kohlensäurehaltige Wässer gute Dienste, das morgentliche Erbrechen wird gemildert durch Einnehmen des Frühstückes im Bett und etwas späteres Aufstehen. Jedenfalls besteht dabei meist keine eigentliche Magenkrankung; es wird angenommen, daß es sich um einen vom Nervensystem ausgehenden Vorgang handelt.

Besteht Verstopfung, so ist sie zu bekämpfen, da eine tägliche ansiebigende Stuhlentleerung entschieden das Wohlbefinden fördert und viele Beschwerden, wie Kopfschmerzen und Uebelkeiten beseitigt. In erster Linie ist der Stuhl durch diätetische Maßregeln zu regeln.

Dabei ist eine regelmäßige Angewöhnung der Entleerung zur ganz bestimmten Stunde, z. B. früh morgens nach dem Aufstehen, auch wenn das Bedürfnis nicht vorhanden, von der größten Bedeutung. Ebenso hat der Genuß von Obst (Apfelsinen, Feigen), ein Glas Wasser morgens, abends ein solches mit Zucker eine anregende Wirkung auf die Darmtätigkeit. Reichen diese diätetischen Maßregeln nicht aus, so sind Abführmittel, Einläufe mit lauwarmem Wasser mit oder ohne Zusatz von 1/2 Eßlöffel Rizinus zu versuchen. Leider tritt nur zu bald Gewöhnung an all diese Mittel ein, und manche Frauen leidet mit Recht ihre chronische Verstopfung von einer Schwangerschaft her.

Schwangere, die auf ihre Arbeit angewiesen sind, müssen sich leider oft schweren Schädlichkeiten aussetzen. Die bedenklichsten Gewerbeschädigungen werden durch chronische Vergiftungen hervorgerufen. Wichtig sind Bleivergiftungen, sie führen häufig zu Unterbrechung der Schwangerschaft. In gleicher Weise wie Blei sind auch Tabalarbeiterinnen gefährdet.

Die schwangere Frau kann von manchen Krankheiten befallen werden. Eine schlimme Komplikation ist die Tuberkulose oder Schwindsucht. Cornet, ein hervorragender Forscher auf dem Gebiete der Tuberkulose, schreibt „Bei schwindtätigen Frauen ist die Befruchtung dringend zu widerraten, sie vertragen eine Schwangerschaft schlecht. Die Krankheit nimmt sehr oft nach dem Wochenbett die akuteste Form an und führt sehr rasch zum Tode. In weit vorgeschrittenen Fällen bedeutet die Schwangerschaft fast den sicheren Tod“. Um die Verschlimmerung des Leidens zu verhüten, ist bei Tuberkulösen eine künstliche Unterbrechung der Schwangerschaft, am besten schon in den ersten Monaten oft angezeigt. Weist nun eine Frau, bei der die Schwangerschaft festgestellt ist, daß sie tuberkulös war oder ist, so behält sie sich am besten an eine der Lungenfürsorgestellen (Luisenstrasse) zwecks genauer Aufnahme ihres Lungenbefundes. Ist die Unterbrechung der Schwangerschaft im Interesse ihrer Gesundheit, so erhält sie ein entsprechendes Attest, mit dem sie sich zu einem Arzte oder in eine Klinik begibt.

Zur Hygiene der Schwangerschaft gehört auch die Vorbereitung zur Geburt. Da nicht vorausgesehen ist, ob diese nicht schon früher erfolgt, ist es wünschenswert, daß die Frau schon vom siebenten Schwangerschaftsmonat an das Nötige bereithält, um allen Zufällen gegenüber gerüstet zu sein. Die Ausstattung eines Kindes sollte enthalten: 6 Hemden, 6 Fädelchen, 3 schmale, leinene Nabelbinden, 12 Windeln, 6 Verbandunterlagen (als zweite Lage), 1 kleine Gummunterlage (zwischen Verbandunterlage und Bindel zu legen), 3 Wickeltücher aus Flanell. Das Kind muß aus Gründen der Sauberkeit seine eigenen Handtücher und ein Badetuch besitzen. Weiter sind erforderlich ein Bett, bestehend aus Matratze, Kopfkissen und Federnoberbett, eine Wärmflasche, eine Badewanne, eine Milchflasche mit Gummifauger für den Fall, daß die Mutter nicht stillen kann, Streupuder, Vorkasoline. Für die Mutter sind 3 Hemden und 3 Bettjaden, einige Unterlagen, wenn möglich zum Schutze der Betten eine Gummunterlage wünschenswert. Ein Stegheden, ein Paket steriler Watte, Seife, zwei Waschbecken (unter Umständen, wenn ärztliche Hilfe gerufen, zur Desinfektion nötig) und eine Sorte des beliebten Vollstees (Kamillen-, Vollblumen-, Fencheltee) vervollständigen die Ausstattung.

Wir kommen nun zur Betrachtung des Wochenbettes, das ebenso wenig wie die Schwangerschaft einen krankhaften Zustand darstellt. Wöchnerinnen bedürfen deshalb auch keiner Behandlung in dem Sinne, wie man es früher für notwendig hielt, wo man die Wöchnerin hungern ließ und ohne Medikamente und Teelaufgüsse einen richtigen Ablauf des Wochenbettes für undenkbar hielt. Was der Wöchnerin not tut, ist Pflege, Schonung und peinlichste Sauberkeit. Besonders letztere stellt ein wichtiges Moment in der Wochenbettspflege dar. Denn die Wöchnerin ist in gewisser Hinsicht als eine Verwundete zu betrachten, ihre Gebärmutter ist eine einzige große Wundhöhle, die infolge ihres Reichtums an Säften und Blut einen überaus günstigen Nährboden für Krankheitskeime aller Art ist. Gewiß wie Tausende von Verletzungen im täglichen Leben unbeachtet bleiben und trotzdem standlos heilen, so gebären auch Tausende von Frauen in überfüllten Wohnungen und auf schmutzigen Lager ohne Schaden zu nehmen. Aber dann und wann zeigt doch wieder ein Fall von Kindbettfieber, welche Gefahren auch die normal verlaufene Geburt mit sich bringen kann.

Vor allem sind die wunden Geschlechtssteile vor dem Staub der Luft und vor Verführung zu schützen. Am einfachsten und sichersten erreicht man dies durch Vorlegen einer Lage steriler Watte. Da diese die abfließenden Wundsekrete aufnimmt, wird sie öfters durch frische ersetzt und verbrannt. Im übrigen begnügt man sich im weiteren Verlauf des Wochenbettes mit einer öfteren Reinigung durch Abspülen mit abgekochtem Wasser. Der Strom des Wassers entfernt am schonendsten die anhaftenden Sekrete, zum Abtrocknen wird wieder reine Watte benutzt und jedes unnötige Verühren dabei tunlichst vermieden. Ebenso dürfen Scheidenspülungen nur auf ärztliche Verordnung hin vorgenommen werden, bei gesunden Wöchnerinnen sind sie zwecklos und haben der damit verbundenen Gefahren wegen zu unterbleiben.

Bezüglich der Diät stehen wir heute auf dem Standpunkte, die Wöchnerin nicht hungern zu lassen. Gut und reichlich ernährte Frauen erholen sich viel rascher und sondern früher und reichlicher Milch ab, als solche, die sich im Wochenbett nur ungenügend ernähren. Im allgemeinen ist es üblich, der Wöchnerin in den ersten zwei Tagen nur flüssige Kost zu verabreichen, doch steht ein Teil

der Geburtshelfer auf dem Standpunkte, schon am ersten Tag mit einer ausgiebigen festen Ernährung zu beginnen, um die Frau zum Stillen fähig zu machen. Man gibt in der Hauspraxis nach Verlieben Milch, Milchsuppe, eingekochte Suppen, Eier, leichten Kaffee und Kakao. Sind die ersten zwei bis drei Tage vorüber und ist der erste Stuhlgang erzielt, so geht man zu einer feineren Nahrung über und gibt Fleisch, etwas Gemüse und Kompotts.

Die Frage, wie lange die gesunde Wöchnerin Bettruhe einhalten soll, wird keineswegs übereinstimmend beantwortet, doch neigt die Mehrzahl der Geburtshelfer dem jahrhundertlang überlieferten Standpunkte zu, die Wöchnerin mindestens eine Woche liegen zu lassen. Neuere Bestrebungen wollen dagegen diese Zeit auf zwei bis drei Tage abkürzen. Das frühe Verlassen des Bettes hat den Vorteil, daß die Rückbildungsvorgänge besonders an der Gebärmutter sich rascher vollziehen. Diefem Vorteile stehen jedoch viele Nachteile gegenüber und Frauen, die erst am achten bis zehnten Tage des Wochenbettes aufstehen, haben jedenfalls mehr Aussicht und Garantie, den mit der Mutterschaft so häufig verknüpften Schädigungen der Fortpflanzungsorgane (Vorfall, Verlagerung der Gebärmutter) zu entgehen, als solche, die gezwungen sind, sich schon in den ersten Tagen zu erheben.

Endlich soll die Wöchnerin der Rückbildung der Bauchdecken einige Fürsorge widmen. Unter den Mitteln zur Bekämpfung des überdehnten und erschlafften Leibes ist die Paudagierung während der ersten vier Wochen nach der Geburt am meisten zu empfehlen. Es ist nur zu bedauern, daß diese Sitte noch so wenig eingebürgert ist. Die Frauen empfinden das Gefühl einer sicheren Stütze wohlthuend, Hängebauch, plumpe Taille werden vermieden, Darmträgheit erfolgreich bekämpft. Am besten eignet sich zur Einwickelung eine circa 15 Zentimeter breite und 6-7 Meter lange Gummi- oder Kanellebinde, die von der Hüfte bis zum Brustkorb in mehrfachen Touren um den Leib gewickelt wird. Zur Kräftigung der Bauchmuskeln können passende Bewegungsübungen zur Hilfe genommen werden. Eine entsprechende Gymnastik besteht darin, mehrmals täglich den Oberkörper aus der Rückenlage ohne jede Hilfe (auch nicht der Arme) in die sitzende Stellung zu erheben und ebenso wieder langsam zurückzinken zu lassen.

Wir kommen nun zur Pflege der Neugeborenen. Nach dem ersten Bade wird ihm die etwas vorgewärmte Wäsche angezogen. Dabei ist sorgfältig darauf zu achten, daß die Atmung nicht behindert und die Beinchen nicht zu sehr eingewängt werden. Diese Bedingungen erfüllt am einfachsten die amerikanische Sitte, dem Kinde sofort nach der Geburt die Kleidung anzulegen, die bei uns die Kinder etwa erst vom dritten Monat an erhalten. Sie besteht aus dem Hemdchen, einem Leibchen, einem Höschen (das an das Leibchen angelüpelt wird), Strümpfen und einem Oberkleid. In Deutschland wird das Neugeborene mit einem Hemdchen und Jäckchen bekleidet und dann in Windeln und Wickeltücher gehüllt. Um diese zu befestigen, wickelt man um Brust und Bauch das sogenannte Wickelband. Es ist jedoch offenbar, daß bei dieser Art der Kleidung die Atembewegungen leicht gehemmt werden. Man kommt deshalb immer mehr vom Wickelband ab. Eine Haube ist im Zimmer unnötig, sondern kann durch Erhitzung des Kopfes sogar schaden. Nicht ganz einwandfrei ist auch das übliche Tragflissen, besonders wenn das Kind auf diesem anbandagiert und so in seinen Bewegungen behindert wird.

Das Lager des Neugeborenen darf nie in dem Bette der Mutter, sondern muß in einem Korbe oder besonderem Bettgestell bereitet werden. Es wird mit Ausnahme der heißen Jahreszeit angewärmt und auch weiter durch Wärmeflaschen auf einer angenehmen Temperatur erhalten. Als Decke dient ein Federbett. Nichts ist irrationeller als schon beim Neugeborenen und Säugling das Abhärten beginnen zu wollen.

Das althergebrachte tägliche Baden des Neugeborenen hat während der ersten 8-10 Tage beachtenswerte Nachteile. Es wird dadurch das Austrocknen und Abfallen des Nabelschnurrestes verzögert, und es besteht die Gefahr, daß die Nabelschnur durch das Badewasser verunreinigt wird und sich entzündet. In Rücksicht auf die Nabelwunde empfiehlt es sich daher, nach dem ersten Reinigungsbade, die Säuglinge erst nach Abfall des Nabelschnurrestes täglich zu baden. Bis dahin werden nur das Gesicht, die Händchen und zwischen den Beinchen gereinigt. Das Aussetzen des Bades hat außer dem erwähnten Vorteil noch den Erfolg, daß eine bessere Gewichtszunahme in den ersten Lebenswochen erzielt wird.

Die meiste Sorgfalt erfordert die Ernährung des Kindes. Am zuträglichsten ist die Ernährung an der Brust, die nur aus gewichtigen Gründen unterlassen werden sollte. Dabei trägt die Mutter nicht nur zum Gedeihen ihres Kindes bei, sie nützt sich auch selbst. Denn durch den Reiz des Stillens werden Zusammenziehungen der Gebärmutter angeregt, die keine rasche und vollständige Rückbildung außerordentlich begünstigen. Zu einer erfolgreichen Durchführung sowohl der natürlichen wie der künstlichen Ernährung des Kindes gehört eine bis ins Kleinste gehende und streng eingehaltene Ordnung. Diese Ordnung bezieht sich in erster Linie auf die Verteilung der Mahlzeiten, die unter allen Umständen genau eingehalten werden muß. Vor allem muß der Magen des Säuglings genügend Ruhepausen zwischen den einzelnen Mahlzeiten haben, damit seine Funktionstrast nicht erschöpft wird und der Magen bereits leer ist, wenn ihm wieder neue Nahrung geboten wird. Physiologisch berechtigt ist nur ein sechsmaliges An-

legen in Pausen von drei Stunden und mit einer sechsstündigen Nachtpause. Je älter der Säugling, um so größer werden die Zwischenräume und die Nachtpause, so daß schon nach der vierten Lebenswoche ein viermaliges Anlegen mit achtsündiger Nachtpause genügt. Eine Ausnahme machen hier von nur Frühgeburten und sehr schwächliche Kinder, die wenig Saugkraft besitzen. Wichtig bei der natürlichen Ernährung ist auch die Beherrschung der Stilltechnik. Die Mutter hat darauf zu achten, daß die Nase des Kindes frei bleibt und der Kopf nicht nach rückwärts gebeugt ist; die Warze muß genügend tief in den Mund eingedrückt werden. Schließlich noch eine kurze Bemerkung über die Dauer der einzelnen Mahlzeit. Es hat gar keinen Sinn, ein Kind länger als 20-30 Minuten an der Brust zu lassen, denn der Hauptteil der Mahlzeiten wird in den ersten 10 Minuten eingenommen und was nachher noch getrunken wird, ist kaum noch der Rede wert.

Wenn die Mutter aus irgend einem Grunde nicht stillen kann, muß zur künstlichen Ernährung des Kindes geschritten werden. Dabei wird allerdings ein Säugling selten prächtig gedeihen, und es besteht immer die Gefahr einer Erkrankung des Magen-Darmkanales. Säuglinge, die an der Brust trinken, erhalten die Milch frisch, ohne Krankheitskeime und in der Zusammenlegung, wie es für das Kind am rationellsten ist. Auch die Kuhmilch ist, wenn sie das Futter verläßt, zunächst keimfrei, erst durch den Transport und die Verührung der Luft und der Gefäße wird sie bald keimhaltig und zerfetzt. Selbst die noch relativ frische Milch enthält bereits in ganz kleinen Mengen Millionen von Keimen, die nur zu oft abnorme Ferseungsvorgänge und Brechdurchfall im Darne des Kindes veranlassen. Nur durch peinlichste Reinlichkeit ist dieser Gefahr zu begegnen. Es empfiehlt sich daher, die frisch ins Haus gelieferte Milch sofort zu kochen und kühl aufzubewahren. Die Reste der Milch in der Flasche sowie über Nacht gestandene, kann nicht weiter verwendet werden. Alle Zulpe und Schmutz sind zu vermeiden; ihre Reinhaltung macht Schwierigkeit und wird auch meist nicht mit genügender Sorgfalt durchgeführt.

Da die Kuhmilch reicher an Eiweiß, Fett und Salzen ist als die Frauenmilch, muß sie verdünnt werden und wird dadurch grob chemisch betrachtet der Muttermilch ähnlicher. Wie aber ist die feinere Zusammenlegung, die das Gedeihen des Säuglings so sehr fördert, zu erreichen, noch viel weniger können wir die Schutzstoffe herstellen, die dem Kinde durch die Muttermilch geboten werden. Als bestes Verdünnungsmittel sind die schleimigen Abkochen von Reis und Hafer erprobt. Man gibt im ersten Monat drei Teile Schleim auf einen Teil Milch, im zweiten Monat zwei Teile Schleim auf einen Teil Milch, im dritten Monat gleiche Teile und im vierten Monat unverdünnt! Dabei sind alle Surrogate, die Stärkemehl enthalten, in den ersten fünf Monaten zu vermeiden.

Kleines feuilleton.

Wirtschaftsgeschichte.

Romadnen und Ackerbauer. In älteren ethnologisch-kulturgeschichtlichen Werken begegnet man noch öfter der Ansicht, daß die Kulturstufe des Ackerbaues sich erst aus der des Nomaden herausgebildet haben. Selbst Forscher wie Hahn und Schury sind der Meinung, daß das Romadentum eine Verwilderung der Kultur bedeute. Daß diese Hypothese kaum zutreffend ist, ergibt sich mehr und mehr aus dem ethnologischen Material, das durch die letzten Forschungsreisen ans Licht gefördert worden ist. So weist Prof. Leo Frobenius in einem Aufsatz in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde“: „Kulturgeographische Betrachtung Nordwestafrikas“ darauf hin, daß dieselbe die Steppennomaden im Gegensatz zu dem früheren Eindruck, den sie machen, eine höhere Kultur besitzen als die Had- und Gartenbau treibenden Stämme, die in den Wäldern der Wälder wohnen. Diese Plantagenbauer sind wohl materiell vielleicht höherstehend, aber diese materielle Kultur ist mehr ererbt, überkommene Ueberlieferung, die, an der Schwelle hastend, von Generation zu Generation kleine Verbesserungen erfährt. Sie wirkt bei dem einzelnen Individuum, so lange es in der gewohnten Umgebung bleibt, sozusagen automatisch. Wenn aber ein solches uraltes Waldvolk in seinem Versteck aufgespürt wird, wenn widrige Umstände zu seiner Zeripfitterung führen, und der Stamm hier und dort hin zerstreut wird und seine Mitglieder in neue, ungewohnte Verhältnisse kommen, dann verfaßt selbst der wunderbarste Kulturreichtum. Das Volk verkommt und verschwindet allmählich, weil die seitler gepflogenen Gewohnheiten verfallen. Während hier die Kultur in der Umgebung und der Tradition ruht, lebt sie bei dem Steppen- und Wüstenmenschen im Kopfe; sie beruht auf dem Wissen, den Erfahrungen, die jeder neue Tag mit seinen wechselnden Eindrücken dem Verstande einprägt. So steht der Romade jedem neuen ungewohnten Moment, das in seinen Gesichtskreis eintritt, gleich gewappnet gegenüber und vermag sich allen Verhältnissen schnell anzupassen. Das führt bei den Romadenvölkern auch sehr früh zu einer intellektuellen Arbeitsteilung mit weitgehender Spezialisierung der einzelnen Wissenszweige, wie unter anderem das Beispiel der alten Araber beweist.